

Die Zeitungszeit

Nr. 35

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Ila.

(Schluß.)

Martin sprach erregt auf Emmi ein, damit sie erst am folgenden Tage nach Hause fahre und bis dahin noch die Nacht mit ihm verbringe.

„Vielleicht ist es für lange Zeit das letzte mal!“ hat er so bewegt und ergreifend, daß sie im deutlichen Gefühl seiner Anhänglichkeit eine Weile die eigene Not vergaß. Er ließ nicht ab, sie zu bereden, und sah sie groß an mit feuchten, schuldbehafteten Augen.

„Bis Du in Zürich bist, ist es dunkel. Du würdest Dich fürchten und am Ende gar nicht heimgetrauen. Morgen ist dann auch mein Brief eingetroffen.“

Als der Zug hielt, ergab sie sich seinem Willen. Aber mit der erneuten Zuneigung empfand sie ein anderes, brennendes Verlangen.

„Ich bleib' bei Dir, wenn Du morgen mit mir kommst,“ bestimmte sie dann sein Herz — inständig, unausgesetzt. Und um ja keinem Zweifel Raum zu lassen, setzte sie schnell hinzu: „In meiner Mutter!“

Er hatte ihr gerade den Rücken gedreht und machte sich mit dem Handgepäck zu schaffen.

„Saboy-Hotell!“ befahl er einem herbeieilenden Dienstmann. Um Zeit zu gewinnen, reichte er diesem Stück für Stück geschäftig durch die Fensteröffnung hinaus.

Endlich aber mußte er sich ihr zuwenden. Es war der furchtbarste Augenblick seines Lebens.

Emmi saß noch an ihrem Platz, den Geliebten angstvoll beobachtend, als könnte er mit einer Miene über ihr ferneres Schicksal entscheiden. Aber so war es in der Tat. Auch Martin begriff augenblicklich, was auf dem Spiele stand. Seine Brust klopfte zum Zerschlagen.

Die anderen Passagiere hatten das Coupé bereits verlassen. Auf dem Perron spielte sich eine laute Wiedersehensszene ab mit banalen Fragen und Antworten, Umarmungen, Händeschütteln.

„Obacht!“ schrieen die Gepäckwagenschieber. Emmi war, aller Hoffnung bar, im Begriff, sich zu erheben. Eine rührende Hilfslosigkeit malte sich in ihren Zügen. Da faßte sie Martin unverhofft mit beiden Händen an den Schultern — eine freudig entschlossene Bewegung — und sagte das, was ihre Liebe aus einem Abgrund des Verderbens in den Himmel erhob: „Du hast recht — wir müssen miteinander gehen und zusammenhalten!“

In weniger als einer Stunde saßen sie schon bei einer wahren Senkersmahlzeit — Emmi zwar still beglückt, zuversichtlich wie unter Engelsfittichen, Martin hingegen von einer verzweifelten Lustigkeit ergriffen. Es gelang ihm bald, sich völlig zu betäuben. Mit den Geistern des schäumenden Weins wurden die Gedanken an den kommenden Tag in einen Winkel gedrängt, stumm gemacht.

Emmi zu bitten, sich für heute aller Sorgen zu entschlagen, hatte er schon gar nicht nötig. Mit einem einzigen Jubelschrei war sie die unerträgliche Bürde des Kummers losgeworden, und der Vater im Grab, der Mutter Einsamkeit gemahnten sie nur noch aus weiter, weiter Ferne. Ein Wort, ein Blick und Händedruck des Geliebten gewann viel größere Bedeutung und Wahrscheinlichkeit in ihrer Seele als die ganze übrige Welt.

Ueber alle Bedenken und Hindernisse hinweg wurde ausgemacht, daß man so schnell wie möglich ein eigenes Heim gründen wolle.

Sie saßen ganz allein im Speisesaal und schmauseten nach Herzenslust. Einmal erhob er sein Glas bis zu den Augen empor und blickte sie über den Rand hinweg wehmützig fragend an.

„Was aber . . . wenn jetzt ein Herrensohn vom Talacker um Deine Hand anhielte, hm? Das wäre doch leicht möglich. Dann kämst Du unter seine Leute und könntest ganz andere Saiten aufziehen. Was meinst Du?“

Emmi wurde über und über rot, weil sie nicht gleich die schicklichen Worte fand für die Entgegnung, die ihr im Sinne lag. Denn trotz seinem Lächeln spürte sie wohl, wie die Frage sein ganzes Herz umspannte. Zuerst mußte sie einige Atemzüge des reinen Glücks genießen, so tief und heiß begehrt zu sein.

Er forschte indessen begierig weiter und ließ sich keine ihrer Bewegungen entgehen.

„Willst Du leugnen, daß die Versuchung groß wäre . . . vielleicht zu groß für Deine eitle Seele? Ich glaube, mit mir könntest Du schnell fertig werden!“

Es war Martin ganz eigen wohl dabei, weil sie sich ihm nun nicht einfach statt aller Antwort an den Hals werfen konnte. Als sie jedoch auffallend ernst und bleich wurde, tat ihm der Ausfall leid.

Bestürzt langte er nach ihrer Hand.

Aber Emmi sah ihn unter dem breiten Rand des Gutes hervor mit schmerzlichem Lächeln

an. In ihrem schmalen Gesicht drückte sich in diesem Moment eine feine Ueberlegenheit aus. Ohne jede falsche Scham, gleich einem gereiften Weibe, sprach sie mit wildem Vorwurf die wunderbarlichsten Worte:

„Ich bekomme doch ein Kind von Dir? Hast Du daran nicht gedacht?“

Und da sie sein heftiges Erschrecken wahrnahm, überkam sie ein nie geahnter, wonniger Stolz.

Martin war aufgestanden. Sein Herz drängte stürmisch, sich an das ihrige zu schmiegen.

Schweigend stiegen sie die Treppe hinauf in die Geborgenheit ihrer vier Wände.

„Erst jetzt fühl' ich mich so recht als Deine Braut!“ gestand sie dann unter Tränen der Freude, die wie ein himmlisches Gelächter unter den Wimpern hervorblickten.

Von Martins Gemütszustand ahnte sie nichts.

An seinem ruhelosen Herzen schlief sie selig ein, während er langsam aus der Betäubung erwachte und den schweren Kampf begann mit den Vorposten der dunkeln Gefahr, die seiner wartete.

10.

Seit dem Begräbnis des Spekulanten Ulrich Maag mochte die ehemals so gemüthliche Weinstube zur „Goldenen Sichel“ ein ungestörter Aufenthalt für Ratten und Mäuse geworden sein. Das Haus stand von unten bis oben mit geschlossenen Laden da; keine Seele ging mehr aus und ein, und allenthalben wunderten sich die Leute über dieses törichte Versteigertlassen einer sicheren Geldquelle. Man wußte in der ganzen Umgebung weiter nichts, als daß die Witwe Maag ein Landhaus außerhalb der Stadt bezogen hatte.

„So sind die Reichen!“ räsionierte der Nachbar Bäcker vor dem Schneidermeister Lausig, der sich rühmte, den Spekulanten seit zwanzig Jahren gekleidet zu haben. „Eher begraben und vermauern sie ihre Sack', ehe sie auch einen anderen ein Häpplein verdienen lassen. Ist da noch Vernunft dabei? Gätt' unsreiner nicht gern sein bißchen Vermögen in die Wirtschaft gesteckt?“

Aber der Schneider setzte eine besserwissende Miene auf und meinte, indem er ein Stäubchen von der gebügelten Hose blies, die ihm überm Arm hing, — zuerst mit aller Vorsicht:

„Man soll ja sein Maul in acht nehmen und nicht alles nachschwatzen. Aber . . . was man so hört, hat der alte Maag noch lang' nicht ans Sterben gedacht!“ Da der andere hiergegen keinen Einspruch erhob, geriet der Schmalhans vollends in Sige. „Nein,“ rief er mit drohendem Blick, „bewahre, der hat nicht freiwillig ins Gras gebissen! Das macht mir keiner weis.“

Der Bäcker blinzelte in die herblich unwillkürliche Mittagssonne und versetzte scheinbar uninteressiert, es werde ja seines Wissens nur von Jahrlässigkeit gesprochen. Der Schneider hingegen deutete durch eine unbeschreiblich feinerreiche Handbewegung an, daß er mit dieser Schwarte nicht zu fangen sei.

„Die geschlossene Ofenklappe? . . . holla, — das ist kein zufälliges Zusammentreffen. Ich glaub's einmal nicht! Und mit Verlaub: wie kommt es, daß justament am Tag vorher die Tochter mit dem jungen Dingsda durchgebrannt ist? Was soll man davon halten, hä?“

Der andere vergnügte sich, Del ins Feuer zu gießen.

„Die Wittib,“ meinte er schmunzelnd, „wird wohl auch nicht lang ledig bleiben! Wenigstens an der sauberen Auswahl fehlt's ihr gewiß nicht. 'n prächtiges Weibskind — man mag sagen, was man will — und dazu 'n ganzes Fuder Banknoten: das ist nicht bitter, was?“

So ging die Rede hin und her, bis der gefoppte Schneider die ganze Ladung seines Argwohn's auf einmal verschob.

„Auf die Seite geschafft haben Sie den Alten, sag ich. Das ist der wahre Jakob. Fragen Sie die Magd, wie die Sichelwirtin ausgehen habe am Tag der Untersuchung. Von einer Ohnmacht in die andere soll sie gefallen sein. Ja, wegen was denn? Die ganze Stadt weiß doch, wie die beiden mitsammen gelebt haben. Was braucht's da noch große Beweise? Aber so sind unsere Richter! Gätt's ein armer Schlucker gemacht — der wär' nicht so unbehelligt davongekommen.“

Der Bäcker hatte genug gehört. Indem er die Hand zuerst auf den Mund legte und dann warnend den Zeigefinger erhob, trat er in seinen Laden. Auch der Schneider war schon im Begriff, seiner Wege zu gehen, als er eine Droschke wahrte, die vor der Haustür der „Goldenen Sichel“ Halt machte. Im nächsten Moment zog er respektvoll den Hut vor der schwarzgekleideten, verschleierte Witwe Maag, die, ohne sich umzusehen, die paar Schritte übers Trottoir hinhüschte und im Hausflur verschwand. Nach einer Weile wurde oben ein Fensterladen aufgestoßen. Da nun weiter nichts zu erhalten war, keine Revolvergeschüsse und Schreie ertönten, das Haus auch sonst in seinen Fugen verharrte, machte sich der ahnungsvolle Beobachter enttäuscht davon.

Frau Clara war auf ein Telegramm, das der Tochter Ankunft meldete, an diesen Ort des Grauens zurückgekehrt, wo Emmi sie suchen mußte. Nun harrete sie am offenen Fenster ungeduldig des Augenblicks, den sie schon wochenlang in unsäglichen Schmerzen herbeigesehnt hatte.

Die Wohnung war ausgeräumt, nur einige wertlose Möbel — alte Tische und Stühle — standen noch in der Stube.

Kurz nach Frau Claras Eintreffen fuhr in der Tat ein zweiter Wagen vor. Mit hochklopfender Brust verfolgte die Verschleierte die Anfahrt.

Martin Link kam zuerst zum Vorschein. Er öffnete den Schlag und blickte eine Weile erstaunt auf die geschlossene Fensterfront. Dann bemerkte er die eine Oeffnung, wohl auch die Umrisse von Claras Gestalt, worauf er schnell aus dem Wagen sprang. Emmi folgte nach, auf Martins Arm gestützt, — erschöpft, niedergeschlagenen Blicks, wie eine Schwererkrankte. Sie hatte das nämliche graue Reisefleid an, in

dem sie vor Monaten von der Pension nach Hause gekommen war.

„Mut . . . Mut . . .“ flüsterte ihr der Geliebte zu, obwohl es ihm innerlich selbst gebrach an dieser Eigenschaft.

In der Wohnungstreppe konnte sie nicht weiter. Ganz geknickt lehnte sie sich an die Wand, und Martin merkte, daß eine Ohnmacht bevorstand.

Als dann über ihm die Sichelwirtin erschien, fißte auch er alle Kraft aus den Knien entweichen. Nur der Aufschrei, mit dem die Mutter ihr Kind in die Arme schloß, brachte ihn wieder zur Besinnung und zu Kräften.

Langen hielten sich die zwei Frauen umschlungen. Emmi schluchzte zum Herzerbrechen, aber auch die Mutter ließ dem aufgespeicherten Schmerz eine Weile freien Lauf.

„Mein einziges Liebes . . . du —“ hörte Martin leise, erschütternde Worte. Ihm war zumute, als müßte er auf der Stelle verenden. Unwillkürlich war er schnell einige Schritte zurückgetreten, und dann gebot ihm ein zartes Gefühl, sich totentstarr zu verhalten, damit die beiden nicht unzeitig an seine Anwesenheit gemahnt würden. Obgleich das elementare Sichwiederfinden der beiden Seelen auf eine Sekunde auch der seinigen schmerzlich wohl tat, weil er nicht darauf gefaßt war, beherrschte ihn doch gleich wieder die lähmende Angst vor dem ersten Blick, mit dem sich die einstige Herrin und Freundin nun bald ihm zuwenden mußte. O, einen Blick in ihr Innerstes tun zu können . . .!

Frau Clara löste sich zuerst aus der Umarmung, ließ den Schleier wieder sinken und sagte nach einem schweren Aufatmen in mild befehlendem Ton zu ihrer Tochter:

„Du fährst jetzt am besten gleich voraus in unser neues Haus. Villa Seeburg. Mein Kutscher weiß Bescheid. Ich komme bald nach.“ Damit faßte sie Emmi beim Arm und rauschte mit ihr an Martin vorbei, der sich an die Wand drückte, um die zwei vorbeizulassen.

Emmi hatte jedoch seinen flehenden Blick aufgefangen. Als sei nichts natürlicher wie das, machte sie sich von der Mutter los und schlang vertraut ihre Arme um den Geliebten.

„Fürchte nichts! Ich laß' nicht von Dir!“ sagte sie mit unschuldigem Mut, die geröteten Augen voller Liebe und Dankbarkeit zu ihm aufschlagend. Dann eilte sie an der bestürzten Mutter vorbei zum Tor hinaus.

Martin hörte den Schlag ins Schloß fallen und wie sich der Wagen in Bewegung setzte. Er empfand ein Weh, wie wenn sein Herz an den Rädern mitgeschleift würde. Dann blickte er in den gräßlichsten Schlund, und die Zuckungen seiner Nerven schossen als züngelnde Flammen aus der Tiefe. Einmal wieder war es ihm, als sei er im unaufhaltbarem Sinken begriffen, und seine Hülfserufe verhallten ungehört. Mit größerer Gewalt denn je zuvor durchdrang ihn all das Ungeheuerliche von Begebenheiten der letzten Woche, Tage und Stunden.

Wohin hatte ihn nun der wilde Drang nach Leben und Freiheit geführt? Was war geworden, das jetzt nicht gleich einem Zentnerstein an seinem Hals hing, bereit, ihn beim ersten Stoß in die Tiefe zu reißen?

Das erste, erschreckend deutliche Gefühl, dessen er inne wurde, als die Liebste hinwegfuhr, war das einer ungeheuren Verschuldung, der gegenüber kein Trost, keine Hoffnung mehr standhalten konnte.

Frau Clara blieb noch eine Minute in der Lichtbahn des Flurs stehen, eine Hand an der Stirn, die andere auf die Brust gedrückt, — wie zur Beschwichtigung des tobenden Aufruhrs. Dann eilte sie auf den Unglücklichen zu, dessen Blässe und Niedergeschlagenheit beredter waren als alle Beteuerungen des Briefes, den er ihr geschrieben hatte.

„Komm mit mir hinauf. Ich will Dir in aller Ruh Bescheid geben auf Deinen Brief!“ sagte sie in einer Weise, die ihn noch mehr bedrückte und mit Ungewißheit erfüllte. Er hatte ein Loben, Drohen, Weinen und Hänereien erwartet, und nun sprach sie ganz ruhig, ohne jegliche Spur von Born, Mache oder Eifersucht.

„Ist es möglich, daß wenig mehr als ein Halbjahr um ist, seit ich zum erstenmal hinter dieser Frau die Treppe hinaufflieg?“ fiel ihm ein. „Und ob dies das letztemal sein wird?“ Welche Absichten trug sie unter ihrer zweifelhaften Ruhe verborgen?

Martin hatte noch kurz zuvor va banque spielen, ihr mit harten Worten erklären wollen: „Ich setze es durch. Emmis Herz gehört mir, ich behalte es gegen jede Anfechtung. Was ver schlägt's denn, daß ich Dir die erste feile Knabenlust zutrug, die Du genommen hast? Bin ich dadurch unwürdig geworden, Deine Tochter zu lieben und zur Frau zu nehmen? Ich will nicht der Sklave meiner Handlungen sein. Bin ich Gegenteil stark genug, die neuen — wie Du vielleicht denkst: frevelhaften — Gefühle und Vorsätze zu tragen, ein besseres, ehrenhaftes Leben darauf zu bauen!“

Nun spürte er aber, daß solche Worte nur durch einen Sturm geschrien werden konnten. In Ruhe ging es nicht. Und jetzt fehlte ihm der Mut zum Aufrubr — die starke, brutale Stimme. Das war's! Viel Gelingen im Leben mußte davon abhängen, ob man es laut oder leise beschwor. Und während er vor diesem letzten, breiten Graben bebend in die Knie sank, hätte ein Maag, sein begrabener Meister, den Sprung mit Leichtigkeit getan.

Der Spekulant war nun aber verschwunden, abgetan, und sie, der er nicht lange noch seinen Reichtum vorenthalten hatte, herrschte nun schrankenlos darüber. Wie seltsam, unbegreiflich!

Gespensterhaft kamen und gingen die Gedanken, nur ganz leise berührten sie sein Bewußtsein, da ihn die eine schwere Frage beherrschte: „Was wird jetzt mit mir geschehen?“ Gleich Hausnarren klingelten die schnurrigsten Einfälle dazwischen. „Wo werde ich heute zu Mittag speisen?“ „Ob sie wohl jetzt einen Herzensfreund hat?“ „Was mag aus der schwarzen Marie geworden sein?“

Aber einmal überfiel ihn mit rasender Blöhhlichkeit die unheilvolle Idee, daß dem starken, entschlossenen Weib, dem er fast willenlos folgte, der Tod ihres Mannes eine große Erlösung gewesen sein mußte. . . .

Schreckensstumm wuchs es und ließ ihn nicht wieder los. Sie waren oben angekommen. Frau Clara schien außer Atem. Eine Weile lehnte sie noch ausruhend am Türpfosten. Dann holte sie zwei Stühle aus der Ecke, die sie mitten ins Zimmer stellte, und forderte Martin mit schier versagender Stimme auf, sich zu setzen. Sie selbst sank sichtlich in sich zusammen.

Zum erstenmal begegneten sich jetzt ihre Blicke. Er sah in ein fast unkenntliches, von Kummer durchfurchtes, schmerzbelegtes Gesicht, und in dem einst so klaren, ruhigen Auge war jetzt ein unstätes, flackerndes Zerfließen.

Es drohte ihn zu fällen. Diese furchtbare Leidensgeschichte . . .? Er mußte die Augen schließen. Bei Gott, sie war's! Sie hatte gemordet, hatte den in Gedanken langersehnten Tod des Gatten auf sich genommen!

Und jetzt — so viel glaubte er aus ihrer Not zu raten —, jetzt blieb ihr niemand, um dessentwillen sie die Tat ertragen konnte. Sie selbst schien sie verloren zu haben. Sie mußte eine andere geworden sein.

Als Martin an der Kette dieser finsternen Ahnungen seinen Teil an der furchtbaren Schuld ermaß, als er bedachte, in welches Labyrinth die leidenschaftliche Seele durch seinen Raubzug gedrängt worden war, — da warf er

sich, wie verbannt und verflucht vom eigenen Gewissen, vor Frau Klara hin, den Kopf in ihren Schoß gelegt.

Kein Wort kam weder über seine, noch über ihre Lippen. Aber sie legte die Hand auf sein Haupt, während sich ihr Gesicht noch mehr entstellte, als ohne sie, was in seiner Brust vorging.

Endlich versuchte sie seinen Körper aufzurichten. Aber dann konnte er sich doch nicht beherrschen.

„Vergib mir, vergib mir!“ rief er, Klara fest umklammernd, die in seinem wild hinströmenden Weh das eigene Herz wieder bluten fühlte. Sie hinderte ihn nicht, sein zuckendes Gesicht an ihre Brust zu betten, vielmehr war es ihr dabei, wie wenn von ihm die Milte, die Menschlichkeit warm in sie hinüberfließe. Allmählich, gleichsam unter seinen Tränen, erweichten sich ihre Empfindungen und bemächtigten sich des jungen Lebens, dessen heftigen Pulsschlag sie spürte, dessen Wesen sie wie das eigene kannte. Der graufige Schuldbaum vieler Wochen warf große Lasten über Bord.

„Ich habe wieder, wofür ich mich sorgen darf!“ ging es erlösend durch ihr Gehirn, und unmerklich klammerte sich ihre ganze Natur aufwachend an diesen Rettungsanker.

Auch sie hatte es eben noch ganz anders gewollt. Weit entfernt, seine Handlung schonungsvoll zu beurteilen, war sie fest entschlossen gewesen, den willkürlich geknüpften Wund der beiden Flüchtlinge unerbittlich zu lösen, den zügellosen Streber seinem Schicksal zu überlassen, das ihn verderben mochte, wie er sie ins Verderben gestürzt hatte.

Aber da war er nun unverhofft in ihr Innerstes eingedrungen, mehr, er hatte ihr mit einem Schlag den Drang nach Lebensanteil, die Heimat des Herzens wieder geschenkt, des verdüsterten, das eben noch dem Hause gleich, in dem sie sich befanden: verlassen, kalt, mit geschlossenen Aden.

Das Eis der Verzweiflung war gebrochen. Voll Erbarmen, das zu verbergen sie kaum noch die Kraft fand, machte sich Frau Klara von Martin los und fragte, ihn mütterlich fest ins Auge fassend: „Was soll jetzt aus Dir werden?“

Es traf ihn mitten ins Herz. Er hatte lange keine Antwort auf die traurig ernste Frage und mußte den Blick erbleichend senken. Noch oft in späterer Zeit, wenn die Erinnerung den furchtbaren Augenblick heraufbeschwor, brannte ihn die Scham am ganzen Leibe, fühlte er aufs neue die niederschmetternde Wirkung der schlichten Worte, vor denen die letzte Spur von Selbstbetrug und Sentimentalität zerfiel.

„Und wenn sie mich jetzt ins Gesicht schlägt, so müßte ich den Schimpf hinnehmen und noch zufrieden sein, daß sie mich nicht vor den Richter führen läßt,“ sagte er sich aller Hoffnung bar.

„Hast Du noch nicht genug Elend über uns alle gebracht? Wozu willst Du mich zwingen?“ fuhr sie dagegen fort, rätselhaft gefast und doch so schwermutvoll, daß er den letzten Halt verlor. Aber nicht zu ihren Füßen zog es ihn hin, denn an ihre Verzeihung konnte er nicht mehr glauben. Auch der Gedanke an Emmi, an all die gemeinsam geschmiedeten Zukunftspläne versank im Nu in die irre Leidenschaft der Seele, die zum letzten, verzehrenden Entflammen getrieben ist.

Ein sturmgepeitztes, wogendes Meer mit weißen, zischenden Schaumkronen, auf das, durch schwarze Wolken brechend, ein Strahl der unsichtbaren Sonne fällt, — so sah es in dieser Seele aus. Und der Sonnenstrahl war das melancholisch selbige Gedanken der Stunde, die ihm das Herz der lieben, schönen Frau erschlossen hatte. Seine Gefühle sprachen mit feurigen Zungen.

„In diesen vier Wänden war's — da zog sie mich lächelnd ins Leben hinein . . . so gut,

ach so gut! Mir allein gönnte sie das heimliche Glück, das so vielen begehrenswert schien, und war mir die sorgsamste, beste Mutter dazu. Und ich . . . ich . . . wie hab' ich ihr die Liebe vergolten?“

Blitzschnell bemächtigte sich Martin ihrer Hand, die er mit vielen Küssen bedeckte.

„Ich will büßen für alles . . .“ hörte Klara die schier versagende Stimme in heiß aufquellender Neue und schloß augenblicks, daß der dunkle, todsuchende Wahn mächtig lohte in seiner Brust.

Ein Schauer überlief sie eiskalt.

„Komm endlich zur Besinnung!“ rief sie, ihn an beiden Schultern packend und schüttelnd. Die Angst, er könnte sich mit Gewalt losreißen, verlieh ihr eine zwingende Kraft.

„Was heißt das: für alles büßen? Noch größeres Unglück anrichten? Martin . . . o Gott, Du schrecklicher, gewalttätiger Mensch . . . so nimm Dich doch zusammen. Du bringst mich noch um den Verstand und alles. Denk an Deine Mutter . . . sie wäre auf der Stelle tot . . .“

Als Martin die Schwergedrückte um sein Leben so tief in Sorge sah, erstarrten seine Gefühle schnell wieder zu einem heißen, aufrichtigen Wunsch, ihr Vertrauen zu gewinnen.

„Hilf mir noch einmal, und glaub mir, ich bin ein anderer geworden!“ war sein innigstes Flehen.

„So versprich mir, daß Du jetzt zuerst zu Deiner Mutter gehst,“ beschwor sie ihn, noch voll von Todesangst.

„Und dann . . .?“ fragte er halb bang, halb im Gefühl, sie trachte nur, ihn auf diese Weise schneller loszuwerden. Das Mißtrauen nahm schnell überhand. Als sie mit wirren Worten von einer baldigen, ruhigen Beratung sprach, schüttelte er heftig verneinend den Kopf. Unfähig bitteres Lächeln glitt über seine Züge.

„Gib mir die Antwort auf meinen Brief!“ sagte er sodann erst in bittendem Ton, aber mit trübem Blick, in dem sich eine wilde, trostlose Entschlossenheit in Fieberglanz ausdrückte. „Emmi und ich sind eins. Wir haben uns lieb. Ich will nicht leben ohne sie.“

Lange sahen sie sich schweigend an. Er ließ die Tränen ungehindert über seine Wangen fließen, und sie hielt beide Hände auf die stürmische Brust gepreßt. Ein furchtbarer Kampf schien in ihr zu toben.

„Alles, was in meinen Kräften steht, will ich von jetzt an leisten,“ fing er endlich zu beteuern an. „Es ist noch nicht zu spät. Glaub mir doch. Warum soll ich nicht in Ehren hochkommen, wenn's mir heilig Ernst damit ist?“

Da rang sie die Hände mit Schmerzengewalt.

„So . . . ungefähr . . . hat er's auch gesagt . . . vor zwanzig Jahren. In Ehren! O Himmel, es ist anders gekommen . . . entsetzlich!“

Erschöpft, mit geschlossenen Augen sank sie auf den Stuhl zurück, kaum mehr hörend, was Martin, seine Hoffnung schürend, sprach. Den Kopf über die Lehne geneigt, ganz ohne Regung, sah sie aus wie von einer Ohnmacht befallen. Der ganze Jammer ihrer Vergangenheit wandelte sie an. Und was blieb ihr noch, wenn sich die Kinder, mit Troß und Haß gegen sie erfüllt, dennoch zusammentaten und sich fern von ihr durchs Leben schlugen? Widerstandslos ergab sie sich dem selbstgeschaffenen Geschick. Sie hatte nichts mehr zu gebieten. Liebe hieß ihr letztes Mutter- und Menschenrecht. Mit unsichtiger, verbauender Liebe konnte sie sich in den Herzen der Kinder vielleicht ein freundliches Asyl schaffen, das grüne Eiland im Schiffbruch ihres Lebens.

So war es denn wie ein Schrei um Hilfe in der Not, als sie, des Jünglings Hand ergreifend, aufseufzte:

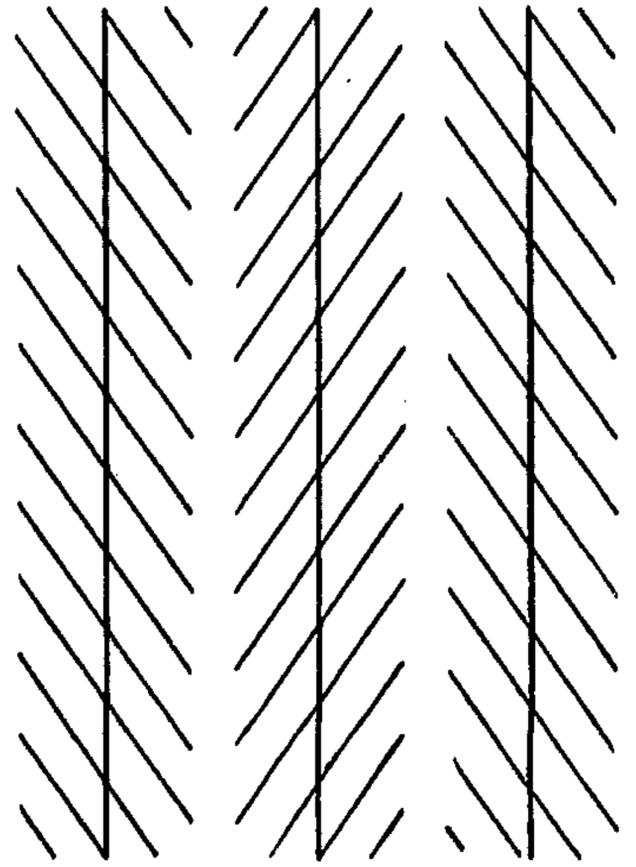
„Na, mach es besser, Martin . . . mach Du alles gut. Ich will Dir helfen!“ —

Optische Täuschungen.

Von Hugo Müllg.

(Schluß.)

Unsere theoretischen Überlegungen finden wir auf dem beigegebenen Bilde bestätigt, das uns einem praktischen Anwendungsbeispiele immer näher führt. Der erste Eindruck, den wir von dieser Figur erhalten, ist, daß die drei senkrechten Striche schief stehen und nicht parallel sind. Eine Prüfung mit dem Maß oder mit dem Zirkel läßt uns jedoch die Täuschung sofort erkennen; die drei langen Linien sind parallel, also unten und oben in gleichem Abstand. Die Täuschung wird nur durch die schrägen Striche bewirkt, die überdies auch noch die Täuschung herbeiführen, daß die langen Linien an jeder Kreuzung wie sägeartig abgesetzt erscheinen; auch die weißen Stellen erscheinen uns hier wieder.

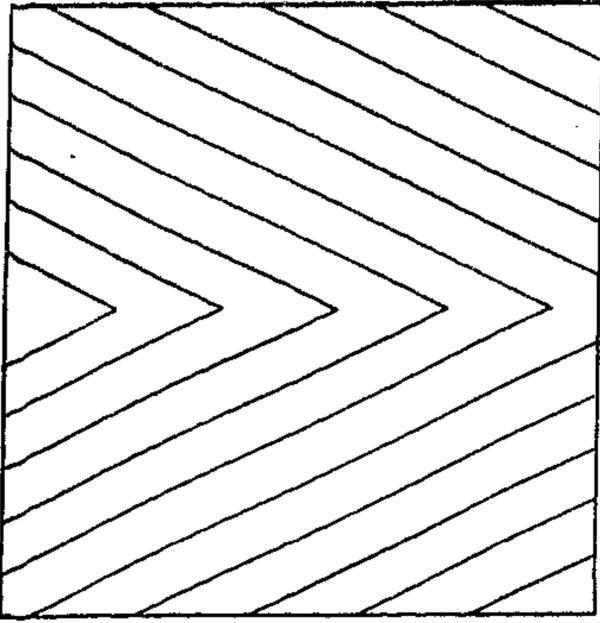


Gerade diese sägeartige Unterbrechung der Richtung an den langen Linien ist es aber, die unsere Erklärung von vorhin befestigt. Jeder schräge Strich veranlaßt das Auge, die ihn kreuzende lange Linie von ihrer Richtung abzulenken und die Winkel auszugleichen, indem auch die beiden Winkelarten ihre Stellung auszuwechseln suchen, so daß immer einem stumpfen Winkel ein spitzer gegenübersteht und umgekehrt. Und daher rührt denn auch wieder die Erscheinung der weißen Flecken an den Kreuzungsstellen.

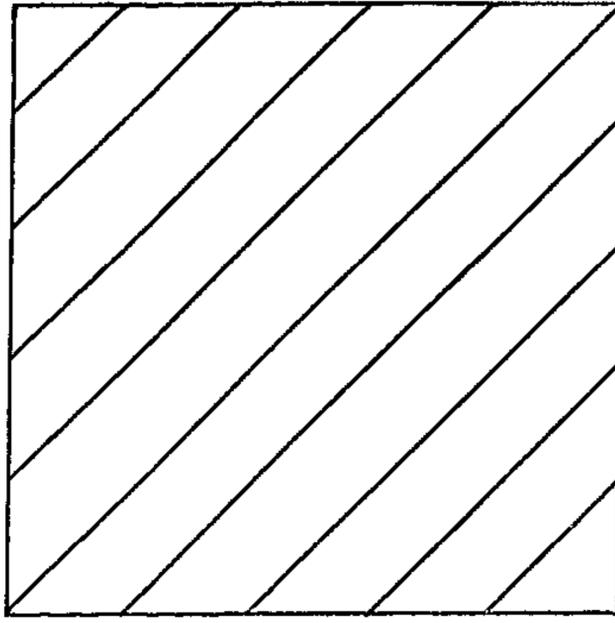
Auch die nun folgenden Illustrationen gehören gleichfalls zu dieser Klasse der optischen Täuschungen. Es ist dieselbe Ursache wie in den beiden ersten Zeichnungen, die diese Täuschung hervorruft, nur ist hier die Anordnung der Striche verändert und deshalb auch der Eindruck



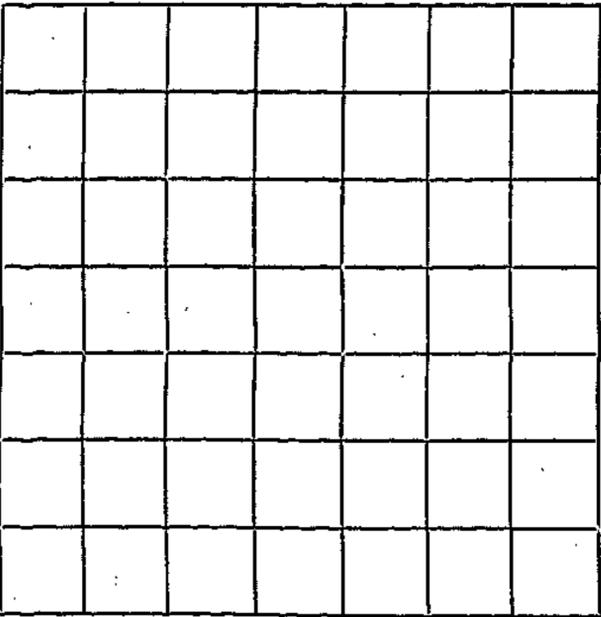
und die Beziehung zu praktischen Beispielen anders. Es wird nicht schwer fallen, diese Figuren im täglichen Leben öfters wieder zu finden, in Bordüren, Stickereimustern usw. und wir werden uns dann auch klar sein, wie gewisse Unstimmigkeiten zustande kommen, die wir empfinden, über die wir uns jedoch keinen Auf-



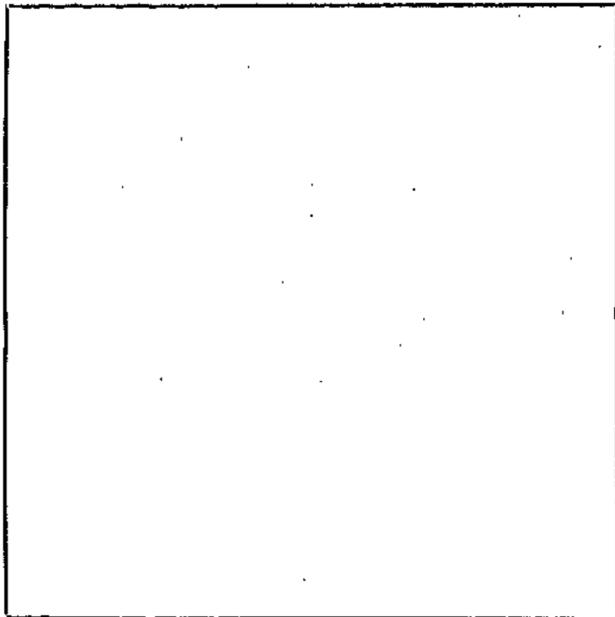
schluß geben können. Ganz einfach: die Anordnung der schrägen Striche in der einen Abbildung zieht die beiden Begrenzungsstriche zusammen, die Anordnung in der anderen baucht sie aus; in Wirklichkeit sind diese Striche jedoch ganz gerade. Ebenso deutlich wird eine ringsum begrenzte Fläche in ihrer Erscheinung beeinflusst, wie wir das gleich an den an die Spitze dieser Seite gestellten Abbildungen studieren können. Bei dem einen Bilde haben wir wieder



Damit kommen wir aus dem Bereich der eigentlichen komplementären Raumvorstellungen und stehen nur vor Problemen, die auf andere Weise zu erklären sind. Wenn wir einen Strich genau halbieren und dann die eine Hälfte in gleichgroße Teile teilen, so erscheint uns diese Hälfte größer als die andere, die wir nicht weiter teilten. Hier scheint der Empirismus des Physikers Helmholtz mit einem Beispiel belegt zu sein, denn es ist leicht anzunehmen, daß

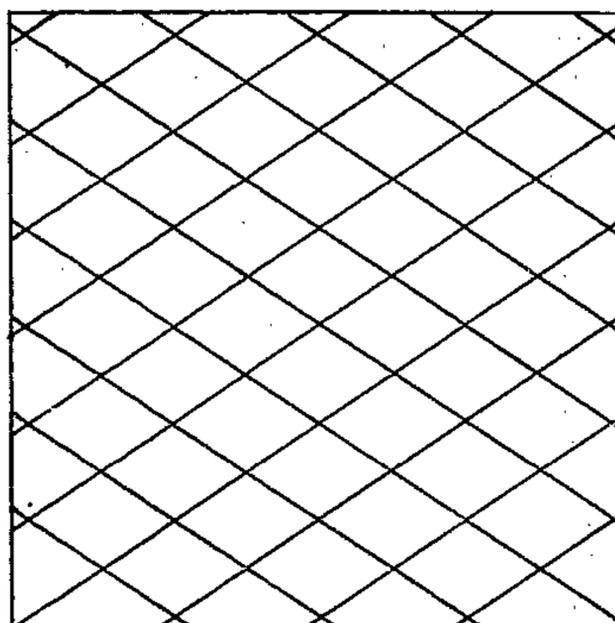
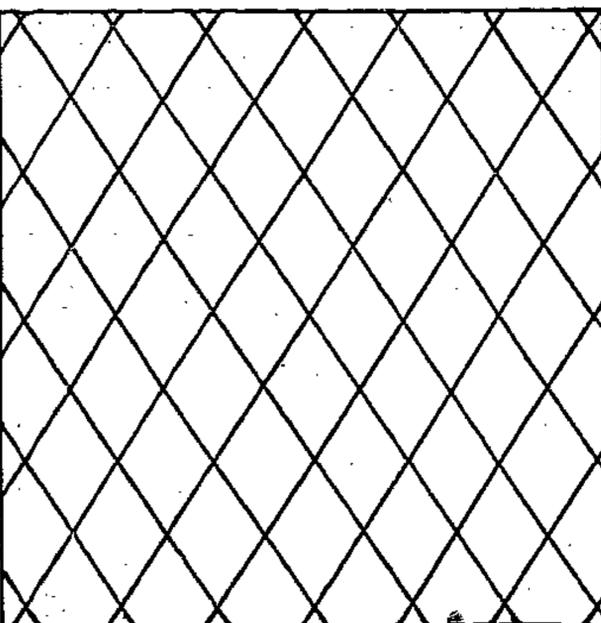


dieselben Erscheinungen: die sägenartige Absetzung der Umgrenzungslinien des Quadrates und das Resultat ist, daß das Quadrat an einer Seite schmaler erscheint. Das andere Bild erscheint uns überred gezogen, eine Tafel, die allerdings nicht sehr auffällig ist; immerhin aber glauben wir zu bemerken, daß der von der Hauptdiagonale bezeichnete Abstand der zwei Ecken größer sei, als der Abstand zwischen den anderen beiden Ecken.



wir aus Erfahrung den Raum, der uns in einzelne Teile zergliedert erscheint, für größer halten als den ungeteilten Raum, weil wir vor der Menge der kleinen Einzelteile ihr Verhältnis zum ungeteilten Raum nicht klar erkennen.

Auf die Fläche übertragen werden die folgenden Darstellungen dieser Art die folgenden (in der Mitte der Seite angebrachten) Abbildungen sein. Das quadrierte Viereck erscheint uns größer als das leergelassene, obwohl eines



genau so groß ist wie das andere. Der Unterschied in der Größenerscheinung wird noch deutlicher, wenn die beiden Quadrate nicht in genauer Symmetrie zueinander stehen, wenn ihre gegenseitige Stellung regellos, zufällig ist. Wir werden dann die beiden Quadrate gar nicht miteinander zu vergleichen wagen, weil sie uns gar zu verschieden groß erscheinen.

Wie entscheidend für die Größenerscheinung einer Fläche und eines Raumes die Art der Teilung, und damit zusammenhängend z. B. die Art einer Wandmusterung wirken kann, das sehen wir an unseren, unten auf der Seite beigegebenen Bildern. Bei der einen Zeichnung sind die Diagonalen so gestellt, daß sich hochstehende Trapeze ergeben, bei der anderen ergeben sich liegende Trapeze. Prüfen wir nun diese beiden Quadrate in bezug auf ihre Größenerscheinung, so werden wir sofort einen Unterschied gewahren: Das eine Bild ist, wenn wir gerade darauf sehen, höher und schmaler, das andere niedriger und breiter. Da letztere Zeichnung ungefähr der Ornamentation der Tapeten gleichkommt, so haben wir einen Anhalt, die Wirkung der Tapeten oder sonstiger Wandmuster auf die Größenerscheinung der Wohnräume kennen zu lernen. Der Fachmann, der Maler, der Tapezierer, der Stukkateur usw. kann dieser Erscheinung noch weiter nachspüren und kann sie benutzen, um besondere Effekte hervorzubringen. Es sei hier schließlich noch auf die merkwürdige Umkehrung hingewiesen, die unsere beiden Bilder erfahren, wenn man sie ganz flach von unten her betrachtet. Dann kann es vorkommen, daß das erstere Bild niedriger und das letztere höher erscheint.

Wenn wir den Grund der Eigentümlichkeit der zuletzt dargestellten Figuren finden wollen, so müssen wir zunächst zu einem ganz einfachen abstrakten Beispiel zurückkehren, das uns diese Erscheinung deutlicher zeigt. Wir füllen einfach zwei Quadrate mit parallelen, in gleichen Abständen stehenden Strichen, nur mit dem Unterschiede, daß wir sie in einem Quadrat wagerecht, in dem anderen senkrecht ziehen. Vergleichen wir dann diese beiden Quadrate miteinander, so werden wir wieder auf diese Veränderung der Größenerscheinung stoßen. Das obere der auf der ersten Spalte der Seite 278 eingefügten Bilder erscheint uns hoch und schmal, das untere dagegen niedrig und breit. Wenn man schon annehmen wollte, daß hier die Unordnung des Augenpaares die Ursache ist, daß also senkrechte Linien anders wirken, nicht denselben Eindruck hervorrufen sollten wie wagerechte Linien, so müßte diese Täuschung ausbleiben, wenn wir nur mit einem Auge sehen und das andere bedecken. Allein hier bleibt die Täuschung auch nicht aus. Trotzdem ist das kein Beweis dafür, daß die eben gegebene Erklärung nicht zutreffend sein könnte. Eher wird dadurch wiederum die Helmholtzsche Auffassung, daß das Sehen auf Erfahrung beruhe, bewiesen; wir gewöhnen uns, die Dinge auch mit einem Auge so zu sehen, wie wir sie eigentlich nur mit zwei Augen von allem Anfang an wahrgenommen haben. Ein Einäugiger von Geburt wird die Dinge ganz anders wahrnehmen, als ein mit normalem Sehapparat ausgestatteter Mensch und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die seitwärtsstehenden, nicht auf einen Punkt gerichteten Augen der Tiere ganz andere Sehbilder liefern, als die Augen des Menschen mit ihren nach vorn in einer Richtung liegenden Linsen. Daß wir mit beiden Augen sehen, bewirkt zunächst einmal, daß wir die Dinge plastisch, greifbar, nicht bloß als Flächen sehen; ein von Geburt an nur mit einem Auge ausgestattetes Geschöpf wird nicht plastisch sehen, oder wenigstens einen anderen Grad von Körperlichkeit an den Dingen wahrnehmen, vielleicht so, als wenn wir einen in der Richtung der Nase gehaltenen Bleistift (noch besser ein



K. 30/6 K. 1.

Bezielhäftigung verboten.

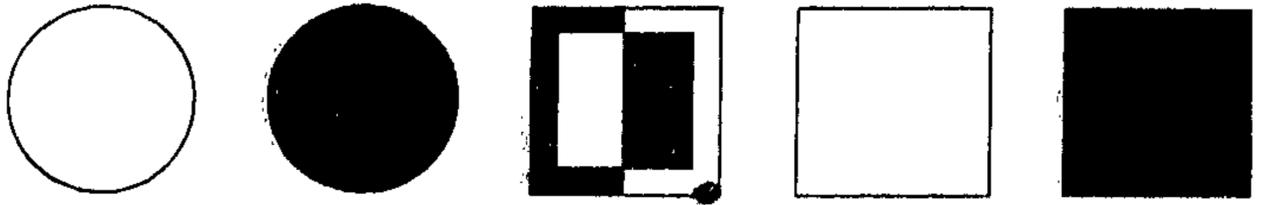
Mein Lieb. Nach dem Gemälde von H. Ferraguti.

vierkantiges Stäbchen) erst mit dem einen, und dann mit dem anderen Auge betrachten und die wahrgenommenen Bilder dann mit dem verglichen, das uns beide Augen zusammen bieten. Das alles ist nur erwähnt, um darzutun, daß es nicht ganz unrichtig ist, wenn man die gegenseitige Stellung der Augen und das Faktum überhaupt, daß wir mit zwei Augen zugleich sehen, als Ursache dieser Täuschung ansieht. Die Erklärung wäre dann so zu fassen, daß die wagerechten, also die der durch beide Augen gedachten Linie gleichlaufenden Linien ein kürzeres Bild ergäben, als die senkrechten, d. h. zu der Stellung der beiden Augen im rechten Winkel laufenden Striche. Einfacher und ungekünstelter wird jedoch die Erklärung sein, die wir von der Täuschung herleiten, die uns an halbierten und dann einseitig geteilten Strichen vorkommt: wir halten die geteilte Fläche immer für größer, weil wir für die Menge der Einzelheiten fast in-

des Guten zu viel getan sein, daß es unästhetisch wirkt, wenn diese natürliche Fülle noch durch eine solche Musterung des Strumpfes vermehrt erscheint, zumal wenn auch noch die Farbe des Strumpfes ein übriges dazu tun kann, um die Ueppigkeit der Natur zu verstärken.

Inwiefern das der Farbe möglich ist, haben wir schon erwähnt; es gilt nun, einige solche

Bestätigung dieser (Newtonschen) Farbentheorie findet sich in mancherlei Art, so z. B. gerade in unserem Falle bei der Theorie über die Natur von Schwarz und Weiß dadurch, daß man einen Körper, der sich kühl halten soll, einfach weiß anstreicht, was man z. B. an den Eisenbahnwagen der Exportbierbrauereien usw. beobachten kann. Kehren wir nun wieder zu unserem Bilde

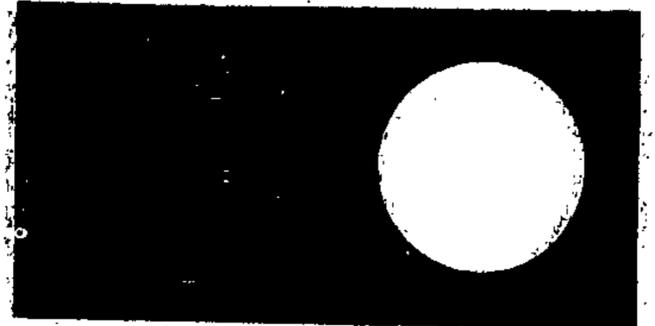


Beispiele herbeizubringen. In der hier eingetragten Abbildung sind einige einfache Flächen von gleicher Größe zu sehen; je eine ist schwarz, die andere weiß. Wir bemerken sofort, daß die weißen Figuren bedeutend größer erscheinen als die schwarzen. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, wie wichtig gerade dieser Unterschied in der räumlichen Wirkung heller und dunkler, oder schwarzer und weißer Flächen im täglichen Leben ist. Nicht nur bei der Auswahl der Kleidung oder bei der Feststellung von Färbungen für die verschiedensten Dinge, auch sonst hängt noch vielerlei davon ab. Es ist nicht gleichgültig, ob ein Ornament hell auf dunklem Grund oder dunkel auf hellem Grund gemalt, gestickt oder gewebt wird; immer wird es verschieden wirken. Von besonderer Bedeutung ist es auch bei Schriften und Signalen im Verkehrswesen, denn es hängt deren Deutlichkeit und Lesbarkeit davon ab.

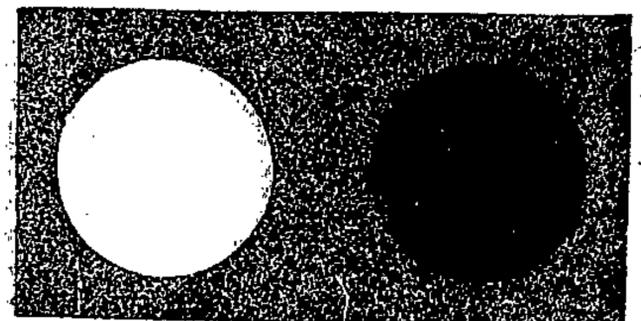
Zur Ergründung der Erscheinung, daß helle Flächen größer erscheinen als dunkle, müssen wir uns vorstellen, worauf eigentlich das Sehen und der Begriff der Sichtbarkeit beruht. Wo kein Licht ist, da hört auch die Sichtbarkeit der Dinge auf und sie nimmt zu, je intensiver das Licht ist. Unser Auge fühlt gleichsam, wie die Dinge vom Lichte beschienen werden. Man erklärt sich das Sehen an sich so, daß die Lichtstrahlen, die auf die Dinge gelangen, von diesen reflektiert werden und auf diesem Wege der Reflexion in das Auge kommen, das sie nun in das Gehirn weiter leitet, wo der Seheindruck entsteht. Weiter nimmt man an: die Farben entstehen so, daß die Oberflächen der Dinge nicht das Licht, wie sie es empfangen, d. h. in unverändertem Zustande reflektieren, sondern in zerlegtem Zustande: es wird nur ein Teil des Lichtes reflektiert; dieser Teil des Lichtes drückt die Farbe des Dinges aus. Der andere nicht reflektierte Teil des Lichtes geht an der Oberfläche des Dinges verloren, wird verschluckt, absorbiert. Empfinden wir also die Farbe eines Dinges als Blau, so heißt das nach unserer Erklärung: die blau erscheinende Oberfläche eines Dinges reflektiert dank der Beschaffenheit ihrer Moleküle nur einen Teil des Lichtes, nämlich diejenige Kategorie von Lichtstrahlen, die in der Sekunde etwa 630 Billionen Schwingungen machen, alle anderen Teile der Lichtstrahlen, die schneller oder langsamer schwingen, werden absorbiert, gehen verloren. Nach dieser Theorie der Erscheinung der Farbe nimmt man an, daß Weiß unzerlegtes Licht sei, daß also ein dem Auge weiß erscheinendes Ding das Licht nicht in seine einzelnen Strahlenarten zerlegt, sondern ziemlich unzerlegt und auch beinahe unvollständig reflektiert. Es ist also klar, daß von einem weiß erscheinenden Körper eine viel größere Summe von Licht reflektiert werden und in das Auge gelangen muß. Schwarz dagegen repräsentiert nach dieser Theorie kein oder nur ganz wenig reflektiertes Licht; an einer schwarz aussehenden Oberfläche laufen sich alle Lichtstrahlen tot, d. h. sie werden absorbiert ohne merklich zerlegt zu werden. Die praktische

zurück, in der uns die weißen Flächen größer erscheinen als die schwarzen, so fällt es uns jetzt sehr leicht, eine Erklärung für diese Erscheinung zu finden: die größere Lichtmenge, die von der weißen Fläche reflektiert wird, wirkt auf das Auge in der Art, daß der Komplex der weißen Reflexion größer erscheint, wenn ein Komplex ohne Reflexion, also eine schwarze Fläche daneben sichtbar wird; ohne diesen Vergleich mit der schwarzen Fläche erscheint uns auch die weiße Fläche nicht größer. Der Physiker findet jedoch noch eine genauere Bezeichnung für diese Erscheinung; er nennt sie Irradiation, Ueberstrahlung. In der Glasmalerei muß diese Erscheinung wohl beachtet werden, weil sonst die weißen Scheiben größer als die dunklen erscheinen oder wenigstens in den Ecken ausstrahlen, so daß z. B. eine viereckige Scheibe aus weißem Glase wie ein vierstrahliger Stern sichtbar wird. Eine ähnliche Wirkung hat das blaue Glas; das Rot dagegen erscheint kleiner, das Gelb nur in der Mitte dunkler.

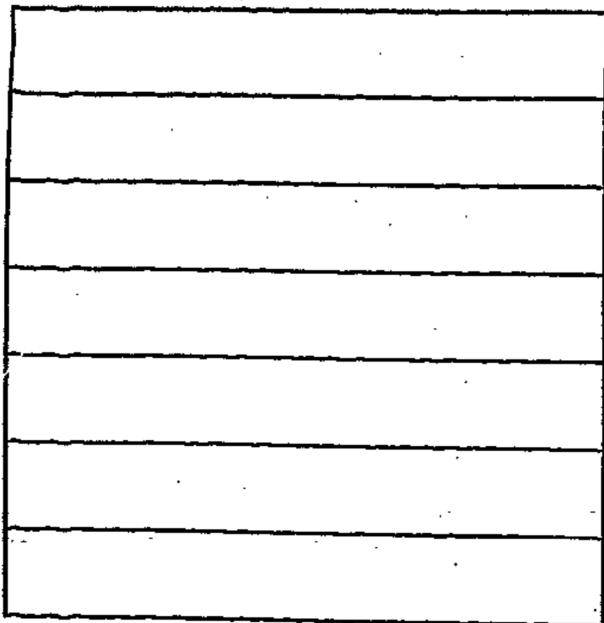
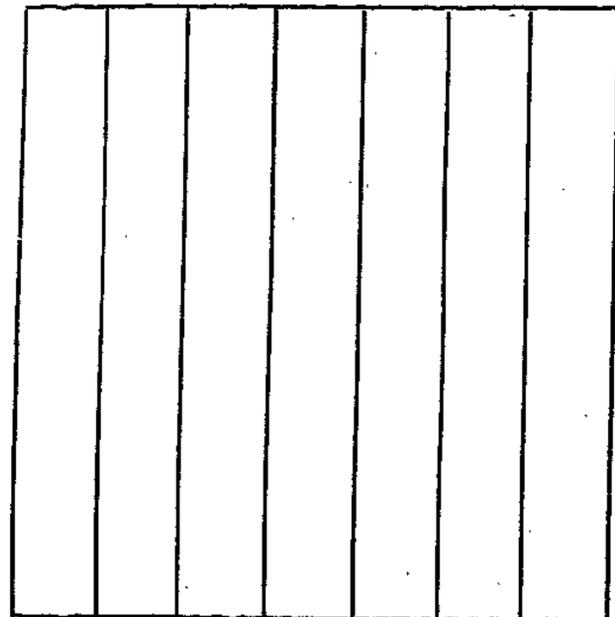
Nun sollte man meinen, daß diese Ueberstrahlung erst recht bemerkbar werden sollte, wenn man einen weißen und einen schwarzen Fleck auf einen dunklen Grund setzt. Am dunkelsten ist natürlich das Schwarz und es würde sich nun das Bild ergeben, wie es in der folgenden Abbildung dargestellt ist. Sonderbarerweise aber



wird hier die Erscheinung gar nicht so auffällig, obwohl auch hier der weiße Kreis unterkennbar größer erscheint, als der durch die dünne Linie von Untergrund abgehobene schwarze Kreis. Etwas deutlicher ist es, wenn wir das Experiment auf einem grauen Grunde wieder-



holen. Dieses Phänomen hat, außer in der Buntfensterherstellung, auch noch eine andere praktische Bedeutung. In Holzsägewerken, in denen die runden Stämme zu Brettern zerschnitten werden, soll, wenn der runde Stamm nur von einer Seite Licht empfängt, also auf einer Seite beschattet, dunkel sein muß, der



stinktiv einen größeren Platz nötig haben, als für die gleichgroße, aber ungeteilte Fläche. Und so kommt es, daß die ungeteilten Seiten der Quadrate kürzer erscheinen, als die geteilten.

Daß das alles im täglichen Leben und in der Praxis vieler Berufe nicht ohne Nutzenwendung bleiben kann, haben wir bei der Erwähnung der Wandmuster schon bemerkt. Es sei nur noch an die Musterung der Anzugstoffe erinnert, die von gar nicht geringem Einfluß auf die Erscheinung der damit bekleideten Person ist. Kleine dicke Personen sollten keine wagerecht gestreiften Anzüge tragen, sondern senkrecht gestreifte, in denen sie größer und schwächer erscheinen würden. Ein anderes Beispiel, auch aus dem Kapitel der Kleidung genommen, bieten die quer, d. h. wagerecht geringelten, gestreiften Strümpfe. Es mag unter gewissen Umständen angebracht erscheinen, daß die Wade, die damit bekleidet ist, an Fülle gewinnt, aber es kann in dieser Hinsicht auch schon von der Natur

Sägemüller gewöhnlich verleitet werden, den Stamm nicht genau in der Mitte unter die Säge zu führen, weil er sich von der größeren Erscheinung der beleuchteten, also hellen Stammseite täuschen läßt. In einer Fachzeitschrift der Holzschneiderei werden die Folgen dieser unschuldigen optischen Täuschung so geschildert: die Sägeblätter, die die dunkle Seite schneiden, haben

nun mehr Arbeit zu bewältigen, weil durch den Irrtum des Sägemüllers die dunklere Seite die größere Hälfte des Stammes ist und diese einseitige Belastung des Sägegatters hat zur weiteren Folge, daß sich die Führungen am Sägerahmen auf dieser Seite stärker abnutzen, als auf der anderen Seite; da dann die Sägeblätter nicht mehr genau in der Schnittrichtung liegen

können, so ergeben sich als letztes Resultat dieser optischen Täuschung — verschnittene Bretter.

Das Kapitel der optischen Täuschungen dieser Art ist mit dieser Abhandlung noch lange nicht erschöpft und es könnten auch noch mehr Abbildungen beigelegt werden, die noch andere, nicht minder interessante Arten von optischen Täuschungen darstellen. —

Die Brücke.

Eine türkische Geschichte. Von J. Schrakl.

Jegendwo im Norden der europäischen Türkei, wo weder die Natur noch die Menschen es gelernt haben, friedliche Gefühle zu heucheln, wenn der uralte Durst nach Vernichtung und Vergewaltigung sich regt, windet sich ein ungeklümmtes Gebirgswasser durch ein finsternes Felsental. Dort finden wir die stumme Heldin dieser Geschichte, die mit majestätischer Unempfindlichkeit über den wilden, unruhsvollen Fluß sich spannt, der sich gegen ihr Foch zu wehren sucht: die Brücke. Sie ist fast so alt wie die türkische Herrschaft in diesen Gebieten. Ein walachischer Baumeister hat sie seinerzeit gebaut; ein Werk, das nach der Anschauung des Volkes, nur mit Hilfe des Teufels vollendet werden konnte.

Auf lange Jahrhunderte hin hat es dem alten Bauwerk nicht an Festigkeit gemangelt. Es hatte im Dienste der Menschheit gestanden und Freunde zu Freunden geführt, aber auch Feinde zu Feinden, und Blut und Tränen waren von ihrem Mörtel aufgetrunken worden. Das war vielleicht das Geheimnis ihrer Festigkeit. Jahrhundertlang ließ sie die langen Reihen der Sauntiere und Kamele mit ihrem heiteren Geffingel, wohlbewaffnete Reisende, grimmige Paschas und Janitscharen von einem Ufer zum anderen ziehen. Sie lag auf der großen Straße, die von Konstantinopel nach Ragusa führt, der reichen dalmatinischen Republik. Deshalb war auch die Brücke in alter Zeit weit und breit bekannt und — berüchtigt. Denn das Gebirge in der Nähe war ein Schlupfwinkel der gefürchtetsten Räuber, die friedlichen Reisenden die Taschen erleichterten. Man beicelte sich, über die Brücke hinwegzukommen und den Uebergang ins nahe Bosnien zu gewinnen, wo die strenge Hand der Walis den Freiherren vom Berge geringen Spielraum ließ — aber einsame Gräber mit grauen Leichensteinen gaben davon Kunde, daß es nicht jedem gelang, an der gefährlichen Stelle mit heiler Haut vorbeizukommen.

Die Brücke war ein historisches Monument. Sie hatte schon eine Vorgängerin in der Römerzeit gehabt, wie Inschriftensteine bezeugen, die man in der Nähe fand. Sie überspannte das Tal in sogenannter Gfelsbrückenform und die brausenden Gewässer des Flusses schossen, ohne an einem Pfeiler ein Hindernis zu finden, unter dem stumpfwinkligen Dache hindurch. Sie war mit dem türkischen Reiche gealtert. Als das Reichsgebäude schadhaft wurde und man eine Provinz nach der anderen aus seinen ehemals so festen Mauern herauszubrechen anfang, begann auch ihr Verfall und zu der Zeit, von der wir sprechen (die nicht sehr weit zurückliegt), fehlten schon so viele Steine, daß ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Unbilden der Fluten und des Wetters eine bedeutende Verringerung erfahren hatte.

Um jene Zeit waren die Grundpfeiler des osmanischen Reiches durch nationale Bewegungen auf der Balkanhalbinsel erschüttert, welche den Grenznachbarn erlaubten, sich in den an ihre Länder anstoßenden Gebieten häuslich einzurichten. Die blutrote Fahne mit Halbmond und Stern war aber den mohammedanischen Bewohnern jener Gegenden an das Herz gewachsen. In alter Zeit war der Islam zu ihnen als Befreier von religiösem Druck gekommen.

Dafür hielten sie ihm jetzt Treue. Die christlichen Bewohner sahen der Ankunft der Gäste mit gemischten Gefühlen entgegen. Sie freuten sich allerdings darauf, daß sie sich nicht mehr vor jedem Weg in den Staub zu bücken hatten; sie hofften auch, daß man sie den Ertrag des Bodens, den sie seit Urzeiten bebauten, vollfländiger genießen lasse als bisher. Aber waren die Ankömmlinge nicht Schwaben, Deutsche, Erbfeinde der Stammesgenossen jenseits der Grenze? Das bedeutete nur, daß man die eine Fremdherrschaft gegen die andere eintauschte — die anrückenden Fremdlinge fragten jedoch nicht nach Antipathien und Sympathien. Der hohe Mat Europas hatte ihnen das Land zugesprochen — jetzt kamen sie zu ernten. Wie eine Maschine rollte die waffenblühende Masse über das Land zu blutiger Ernte. — Ganz in der Nähe der ehrwürdigen Brücke prasselten die Flintenschüsse. Der alte Mörtel trank das Blut türkischer Mizamsoldaten, der Insurgenten und österreichischen Soldaten. Aber das Bauwerk hielt noch fest, es schien sogar eine erhöhte Festigkeit gewonnen zu haben. Es ließ die Geschütze und Wagen über sich hinrasseln, an deren Rädern Menschenblut und zermalnte Feldfrucht haftete, und es zitterte nur leise in seinen Grundfesten. Zeitweilig wurde es sehr still im Tale — der türkische Posten hatte den Paranturm oben auf der Höhe geräumt, und die friedlichen Glöckchen der Sauntiere hatte man schon lange nicht mehr gehört.

Eines Tages aber schallten von der Passhöhe herunter die Hörner der Oesterreicher. Das waren Gäste im Tale, die sich auf einen längeren Aufenthalt einrichteten. Sie errichteten ihre Kasernen dicht an der alten Brücke. Denn sie glaubten an ihre Dauerhaftigkeit und dachten, daß sie ewig an diesem Orte stehen müsse. Sie besetzten den Brückenkopf, und ihre Geschütze konnten das Flußtal nach rechts und links bequem bestreichen.

In der Einsamkeit des Tales langweilten sich Mannschaften und Offiziere halb zu Tode. Aber es ist etwas anderes, wenn sich ein armer Teufel von „Gemeiner“ langweilt, als wenn ein Offizier nicht weiß, was er mit seiner Zeit anfangen soll. Der letztere kann seine üble Laune an den ersteren auslassen. So gab es denn auch hier eine böse Zeit für die Mannschaften — besonders der Hauptmann der einen Kompagnie, ein kleiner galliger Mann, schien an einem bedenklichen Ueberschuß des bitteren Sekrets zu leiden; die Leute zitterten vor ihm. Es lagen Mißhandlungsfälle in der Luft. Die Offiziere, die ihrer selbst nicht sicher waren, sahen schon das Gespenst des Auditeurs, wie er dem Postwagen entstieg, der täglich aus der Hauptstadt des Sandschaks herüberkam. Man suchte vergebens nach Berstreuung. Selbst mit den Türken, für die man eigentlich wenig Sympathie hegte, wagte man in Verkehr zu treten.

Auch das türkische Wacht haus auf der anderen Talseite hatte seine Bewohner wieder erhalten. Finster und stolz sahen die Posten, die dort standen, auf die Behausungen der Gians herab. Das hinderte aber zwei Offiziere nicht, doch einmal hinüberzugehen und den türkischen Offizieren ihre Aufmerksamkeit zu machen. Sie

wollten den Türken einmal zeigen, was militärischer Schneid ist und forsches Auftreten, und rechneten darauf, sich an der Verlegenheit ihrer Opfer zu weiden. Sie waren aber — sie wußten selbst nicht angenehm oder unangenehm — enttäuscht, als sie statt der Trottel, die sie zu finden erwarteten, drei Männer antrafen, einen Hauptmann und zwei Leutnants, die, obwohl wenig elegant und militärisch korrekt gekleidet, in Haltung, Sprache und Manieren sich als höchst gebildet auswiesen. Sie sprachen sogar besser französisch als ihre Besucher, besonders der eine Leutnant, der mit seinen ernsten melancholischen Augen die ganze Tiefe einer österreichischen Leutnantsseele bald ergründet zu haben schien. Auf die Klagen der österreichischen Kameraden über die Verlassenheit und die Dede der Gegend verfechte er lächelnd: „Ja, man muß sich Freunde mit in die Einsamkeit nehmen. — Sehen Sie, das sind die meinigen, die haben mir die Zeit verkürzt.“ Er zeigte auf einen Haufen Bücher, der auf dem Divan lag. Ueber die Lippen von Leutnant K. huschte ein verächtlich-sein-sollendes Lächeln. „Merkwürdiger Mensch, dieser Türke! Hatte ganz andere Idee von den Leuten!“

Man trennte sich, um sich nicht allzu häufig wiederzusehen, beschränkte die Besuche auf die großen Festtage; es war mehr ein Austausch von Zigaretten und Höflichkeiten als von Ideen. Den Oesterreichern blieb dann noch die Jagd als letzte Rettung aus der Langeweile, die immer tödlicher wurde, je mehr der Winter seinen Einzug in das Tal hielt. Die Offiziere, welche sich die Mühe gaben, Land und Leute kennen zu lernen, konnten sehen, daß die türkische Verwaltung durch die Anwesenheit der fremden Soldaten nicht im mindesten sich geniert fühlte, sonder in der alten Weise zu wirtschaften fortfuhr. Und sie fragten sich, warum sie dieses Land besetzt hätten, dessen Bewohner sie keine Erleichterung ihrer Lasten bringen konnten.

Noch immer übten die Nachkommen der alten Spahis ihr Feudalrecht über die christliche Bevölkerung aus, die ihnen unweigerlich Frondienste zu leisten hatte. Der christliche Serbe hatte demütig sich zu verneigen und am Wege stehen zu bleiben, wenn ein „Beg“ stolz zu Hofe daherkam. Was für eine ungebändigte, schlecht geleitete Kraft lag in diesen Arnauten, die das schwache Regiment der Türken zu ewiger Wildheit und Geseklosigkeit verurteilt zu haben scheint, und wie stachen von ihrem rauhen aber stolzen Charakter der intrigierende und nicht sehr offene Geist, der durch die lange Zwingherrschaft gedemütigt und entfittlichten serbischen Bevölkerung ab.

Was sollten sie, die Oesterreicher, hier auf dieser Erde, wo sie von allen Bewohnern nur als Eindringlinge betrachtet wurden? Einen Flußübergang bewachen, der nur für ein Vordringen der österreichischen Truppen gegen Saloniki Bedeutung gewinnen würde? Doch der Soldat hat nicht zu rasonieren, und wäre es eine alte Bretterbude, er hat vor ihr Schildwache zu stehen, mit dem frommen Schauer, den die militärische Disziplin den ihr Unterworfenen einflößt. So hypnotisierte die alte Brücke jene vierhundert kräftigen, im vollen Besitze ihrer geistigen Kräfte befindlichen Männer.

(Fortsetzung folgt.)



Das russische Volk und die russische Literatur.

In unseren Tagen, da die russische Nation, voran das sozialistische Proletariat, in offener Rebellion um eine freie Verfassung kämpft, ist ja das Märchen von der politischen „Unreife“ des Volkes dem deutschen Spießbürger von seiner Presse oft genug aufgelöst worden. Wie es um diese „Unreife“ und „Unwissenheit“ in Wahrheit bestellt ist, wird eine kleinere Betrachtung über den Anteil, den das ganze russische Volk, die gut situierten wie die besitzlosen Klassen, am Schaffen seiner Schriftsteller nimmt, dartun. Hierfür lassen sich verschiedene Ursachen feststellen. Einmal fehlt die Presse; oder sie wird, soweit sie in einigen großen Tageszeitungen und Zeitschriften besteht, durch die Zensur drakonisch niedergehalten. Infolge dieses politischen Gewaltdruckes, der auf dem ganzen Leben des Volkes lastet, hat sich ein eigener Stil herausgebildet, der, ohne die Zensur zu fürchten, gewissermaßen zwischen den Zeilen sagt, was gesagt werden soll und eben deswegen nichts verheimlicht. Andererseits sahen sich die Schriftsteller von jeher genötigt, dem Volke durch ihre Bücher für die fehlende oder unterdrückte Presse Ersatz zu verschaffen. Es ist denn auch kein Gebiet, das nicht, sei es in sachlich-belehrender oder in künstlerischer Art und Form, behandelt worden wäre. Die russische Literatur stellt daher, wie keine andere, ein Arsenal der wahrhaftigen Bildung dar. Alles, was die Wissenschaften hervorbrachten, alles, was die Zeit und das Volk bewegte, erschütterte, ideale und materielle Interessen, Leiden und Schmerzen, alles das hat in den Schriftwerken der Russen lebendigen Widerhall und Ausdruck gefunden. So wird dem Herzensbedürfnis des Volkes Rechnung getragen. Dieses weiß, daß die Schriftsteller Wahrheit verkünden. Sie und ihre Bücher sind des Volkes aufrichtigste Freunde und Berater. Und so kommt es wohl, daß in Rußland Bücher wirklich gekauft werden, nicht bloß von den Gebildeten und Wohlhabenden, sondern gerade auch von der Landbevölkerung. Die russischen Klassiker — schreibt Peter Krupotkin in seinem Werke „Ideale und Wirklichkeit in der russischen Literatur“ (Verlag von Theodor Thomas, Leipzig) — sind in den Dörfern in Millionen von Exemplaren verbreitet, und als vor einigen Jahren das literarische Eigentum an Puschkins Werken (50 Jahre nach seinem Tode) zu Ende gegangen war, wurden komplette Ausgaben seiner Werke, darunter einige in 10 Bänden, in Hunderttausenden von Exemplaren zu dem fast ungläublich niedrigen Preise von 3 Mark für die 10 Bände vertrieben, während Millionen von Exemplaren seiner einzelnen Gedichte und Erzählungen von Tausenden herumziehender Bücherverkäufer in den Dörfern zu Preisen von etwa 5 und 10 Pfennigen abgesetzt wurden. Selbst die gesammelten Werke von Gogol, Turgenjew und Gontscharoff in ihren zwölfbändigen Ausgaben sind manchmal bis zur Anzahl von 200 000 kompletten Exemplaren im Laufe eines einzigen Jahres verkauft worden. In wieviel Millionen Exemplaren die Werke eines Tolstoj, Gorki und Tschekhoff verbreitet sein mögen, entzieht sich wohl der genauen Kenntnis in Deutschland. Aber nicht bloß die schöngestige, sondern auch die streng wissenschaftliche Literatur findet ihre Käufer. Als der Historiker und Novellist Karamsin (1766 bis 1826) sein Monumentalwerk „Die Geschichte des russischen Staates“ veröffentlichte, war die erste achthändige Ausgabe — 3000 Exemplare — innerhalb fünf und zwanzig Tagen verkauft! Die Vorrede dieser geistigen Einheitlichkeit der Nation sprechen für sich selbst. — e. k.

Der japanische Farbenholzschnitt. Ein besonderes Kapitel in der japanischen Kunstgeschichte bildet die Holzschnittekunst, uns besonders nahelegend, weil sie es war, die den europäischen Holzschnitt wieder belebte. Der Farbenholzschnitt war ja bei uns nicht in Übung und die Holzschnittekunst überhaupt war zum bloßen Reproduktionsmittel herabgesunken. Die japanischen Künstler zeigten, daß diese Übung selbständig künstlerische Werte erreichen konnte. Auch hier muß man sich an die guten, alten Blätter halten, von denen jedes Museum jetzt einige Stücke besitzt. Diese nur zeigen jenen alten, feinen Ton, jene Harmonie der Farben, jenen stillen sanften Reiz, den die neueren auch in Japan nicht mehr haben.

Die Holzschnitte waren ihrem Charakter und ihrer Verbreitung nach für das Volk bestimmt. Sie waren ein Ersatz für die hohe Kunst, für die auf Seide gemalten Bilder, die die Reichen als Kostbarkeit aufbewahrten. Diese Blätter waren billig. Sie gingen von Hand zu Hand. Auch die Stoffwahl richtet sich nach dieser Bestimmung. Daher drängte diese Kunst

unwillkürlich vom Pathetischen weg zum Volkstümlichen, zu humorvollen Darstellungen, sittengeschichtlichen Episoden, landschaftlichen Verbinden. Das Leben der Natur im ganzen und in seinen einzelnen Erscheinungen (Tier und Pflanze), die Stellung des Menschen in ihr, die einzelnen Erlebnisse des Volkes, seine Vergnügen, seine Arbeit, das Leben der Frauen, die Welt des Kindes, — all das spiegelt sich hier wieder. Daher nannte man diese Schule, die im 17. Jahrhundert aufkam, die volkstümliche oder Ukiyoe-Schule. Sie löste die feierlich-pathetischen Darstellungen aus Religion und Geschichte der von China beeinflussten sogenannten Kanoschule (schwarz und gold auf braunem Grunde, die Haltung hieratisch-streng) und die mythologischen Helden darstellungen der darauf folgenden Tosaschule ab. Im kleinen wiederholt sich in der Aufeinanderfolge dieser drei Stile eine immer wiederkehrende Abwandlung. Religion, Heldenjagd, Gegenwartsleben. Die Kanoschule zeugt von der Herrschaft der Priester, die Tosaschule verherrlicht das Leben der vornehmen Geschlechter, ihre ritterlichen Kämpfe, die volkstümliche Schule breitet sich über das ganze Leben aus, sprengt den engen Ring der Kasten und Vorrechte.

Die Chinesen überlieferten Japan den schon lange bei ihnen bekannten und verwendeten Holzschnitt. Ähnlich wie bei uns die Malerei aus den Miniaturen hervorging, bei denen Maler und Schreiber noch eins war, jene alten Handschriften, die mit aller Liebe und Sorgfalt in den Klöstern hergestellt wurden, entwickelte sich in noch höherem Maße in China und Japan die Malerei im engen Zusammenhang mit der Kalligraphie. Den feinen Schwung der Buchstaben zum Vorbild zu erweitern, ist die Aufgabe des Künstlers. Daher der enge Zusammenhalt von Buchstabe und Bild, besonders begünstigt durch den verzwickteren Charakter der japanischen Schrift, die beinahe noch Ornament ist. Daher das Überwiegen der Umrisszeichnung. Nur Schwarz auf Weiß. Keine plastische Rundung. Keine perspektivische Nachbildung. Aber mit dieser Linie sagt der Künstler auch alles. Er hat hierin eine Lebendigkeit, Vielseitigkeit, Erregbarkeit, die uns ganz fremd ist. Erst in der späteren Entwicklung wird dieser Umriss mit Farbe ausgefüllt. Zartes Rosa und helles Grün werden hinzugefügt. Ursprünglich nur Handmalerei, werden später mehrere Farbenplatten verwandt, die die verschiedenen Farben drucken. Meist wurden aus Birnbaumholz gefertigte Druckstöcke verwandt. Die von dem Künstler auf Papier gemalte Zeichnung wird auf dem Holz befestigt. Der Holzschnitzer überträgt sie auf das Holz und entfernt das überflüssige Holz, so daß die Zeichnung sich heraushebt. Damit ist die Platte fertig. Der ökonomische und sparsame Japaner verwandte die Platte auf der Vorder- und Rückseite, ja, er benutzte, wo es anging, die leeren Stellen einer gebrauchten Platte, um sie für andere Zwecke zu verwenden, wenn der Raum es irgend erlaubte. — Die Farbe wird mit einem Pinsel aufgestrichen, hierbei werden sorgfältig die zarteren und derberen Nuancen berücksichtigt, je nachdem das Bild kräftigere oder schwächere Tönung verlangt. Die Hand reißt dann das so nachgiebige und doch konsistente japanische Papier an der Druckfläche fest und je nachdem der Künstler drückt oder zart verfährt, regelt er den Ton der Färbung. Dadurch erhalten die Blätter alle persönlichen Wert. Der Japaner erhöht auch durch farblose Pressung einzelne Teile, hebt sie reliefartig heraus. Auch dies dient ihm als Mittel, das Bild zu vertiefen. Der Holzschnitzer operierte ganz ohne Walze oder Maschine. Dadurch hat er Anspruch auf Anerkennung als selbständiger Künstler. Denn die Güte des Drucks hing von viel Kleinigkeiten ab, die er regelte, für die er verantwortlich war. Dennoch tritt er zurück. Wir erfahren nichts von ihm. Nur der zeichnende Künstler setzt seinen Namen darunter. Diese Bescheidenheit ist bezeichnend. Durchweg finden wir im japanischen Kunstleben die Tatsache, daß selbst der Künstler nicht in dem Maße an die Öffentlichkeit tritt, als es bei uns üblich ist. Er tut seine Arbeit so gut wie ein anderer und fern ist ihm die europäische Präntension, jenes ungeroßte, unergogene Temperament, das bei uns eigentlich die Regel ist und geradezu als typische Begleitererscheinung des Künstlerischen gilt. Der japanische Künstler kennt nicht die kindische Maßlosigkeit, das Theaterpiel, das uns das vermeintliche Genie vormacht, er drapiert sich nicht, er arbeitet und freut sich für sich an seinem Werk. — ur.

Kunstgewerbe im schwarzen Erdteil. So weit der Islam reicht, ist der Stil des Hausgerätes zum Teil von asiatischen Formen beeinflusst. In Ägypten und

im Magreb bemerkt man jene prunkvollen, prächtigen Linien darbietenden, künstlich geschnitten und zierlich angelegten, durchstühten und bemalten Dinge, die die Innenräume des türkischen, persischen und arabischen Hauses zu schmücken pflegen — ein reches Zeugnis für den hochentwickelten Geschmack und den lebhaften Formensinn seiner Urheber. Da prägen die phantastisch geblühten und geschweifelter Teppiche von Ischaf, Sultanabad und aus der Turkmänsteppe, die schwellenden kissenreichen Divane mit dem brosatenen Ehrenplatz, die prächtig ausgelegten Waschkübeln, Krüge und Kannen, die reich geschnittenen Laternen, die lackierten Truhen, die verschlungenen Linien gezierten Küchengefäße in den außerdem noch durch reiche innere Holz- und Steinarchitektur verschönten, Wohnräumen. Ein geringerer Abglanz dieser stil- und kunstvollen Zimmerausstattung findet sich auch im mohammedanischen Sudan; man sieht selbst hier Geräte wie die oben genannten bei so manchem schwarzen Sultan, Mele und Scheich in allen zwischen dem Nilotis und Meer und der senegambischen Küste sich erstreckenden Gebieten.

Eine recht eigentümliche, nicht formenarme Industrie für Hausrat wird auch in den zentralen und westlichen Sudanstaaten gepflegt. Da sind es namentlich gewisse Holz-, Korb-, Leder- und Thonarbeiten, die unser Interesse erregen. Die sind zwar stumpfen, aber doch recht geschmackvoll zusammengestellten Farben geschmückten Lederkissen der Haussaner, die vielmündigen Gefäße der Tuareg reihen sich den anmutigen, aus buntgefärbten Stroh und Winsenhalmen, Palmblattfedern, Bindfäden, Wollgarnen und Lederstreifen zusammengefügt Matten, Körben, Deckeln u. s. w. der Berabra, Funje, algerischen Oasenbewohner, Marokkaner usw. würdig an.

Die Töpferarbeiten bieten sich im Sennar in rohem Charakter dar; hier wird die bombenförmige, landesübliche Durma geformt, mit Fragmenten von Nies usw. durchsetzt, ein getreues Ebenbild unserer vorhistorischen Schöpfgefäße. Die Abessinier und Galla lieben den aus Rinderhorn geschnittenen Metbecher oder Bontcha, ganz ähnlich dem altdeutschen von Urgehörn verfertigten. Vortrefflich geschliffene Löffel sind bei vielen afrikanischen Stämmen in Gebrauch. Als Typen können gelten die langen Hornlöffel der Bari, die Holzlöffel der Somali, der Wasuabeli und Amazulu. Im ganzen tropischen Afrika ist die Anwendung der Flaschenförmige zu häuslichen Zwecken ungemein verbreitet, namentlich liebt man die zum Auftragen der Speisen und Getränke dienende, oben offene Kürbischale; gar häufig ist sie mit geschmackvoll in Stroh und Leder geflochtenem Untersatz und mit noch geschmackvoller verziertem Deckel versehen. In zierlich eingravierten Schmückung der Schalen selbst wetteifern West- und Südafrikaner. Auch thönernen und hölzernen Schüsseln verwendet man in vielen nigritischen Staaten große Sorgfalt zu. Im Ostjuba dagegen verdrängen böhmische Genselgläser und Porzellanschüsseln vielfach das einheimische Gerät. Glas wird bei den Afrikanern kaum irgendwo geblasen; man wiegt z. B. am Blauen Nil alte Weins- und Bierflaschen mit Gold auf. In Abessinien finden die Beryllen oder Birellen, d. h. grobe grüne Flaschen mit langem Halse, die den levantinische und persisch-indische Handel einführen, große Verbreitung. Im Ostjuba, bei den A-Bantu und Buschmännern bildet das mit Tragadüren umflochtene Straußenei ein willkommenes Gefäß für Wasser und andere flüssige Stoffe.

Der Afrikaner bettet sich in vielen Fällen auf die blanke Erde, oder er benutzt Reisig, Blätterwerk, Felle und Matten zur Unterlage; nach lieber aber bedient er sich einer meist auf vier Füßen ruhenden flachen Bettlade. Das Ideal einer solchen, leicht transportablen Schlafvorrichtung bildet die Mga der Abessinier, der Angareb der Sudanesen, zu deren Vergütung das zierlichste Riemenwerk von Kamel- oder Rinderhaut verwendet wird und deren Füße oftmals in gefälliger Weise ausgeschmückt werden. In Innen-, West- und Südafrika haben die nigritischen Eingeborenen eine ganz besondere Vorliebe für Herstellung geschnittener Holzstühle, deren Gestalt unter den verschiedenen Stämmen in sehr mannigfaltiger Weise variiert; hervorragend sind durch sehr hübsche Arbeiten die Monbuttu. Im alten Ägypten benutzte man z. T. geschmackvoll verzierte stuhlartige Untersätze von Holz, Marmor, Marmor usw. zur Unterstützung des Halses beim Schlafen. Auch die Nubier und verschiedene Stämme der Nigritier verwenden derartige Stühle noch jetzt zur Konserbierung ihrer öfters sehr künstlichen Haarfrisuren. jw.

Nachdruck des Inhalts verboten!